

fentlichkeit zu diskutieren. Dies hat – in der gemeinsamen Leitung und in der Fokussierung auf neue Ansätze – bereits eine Reihe von Ergebnissen erbracht, setzt der Arbeitskreis doch die in zwei Arbeitsgruppen begonnenen Studien zur Literatur des Dritten Reiches fort, die mittlerweile in zwei Bänden dokumentiert worden sind.<sup>1</sup> Eine dritte Tagung des Arbeitskreises ist für den Herbst 2000 in Vorbereitung.

Die Herausgeber des Bandes haben, unterstützt durch die Redaktion des JUNI-Magazins, über die Tagungsvorträge hinaus Beiträge berücksichtigt, die sich gleichfalls mit den Bewegungsräumen beschäftigen, die sich Anhänger wie Gegner des NS-Regimes im Spannungsfeld zwischen Propaganda, Innerer Emigration und tatsächlichem Exil zu schaffen wußten.

#### *Editorische Bemerkung der JUNI-Redaktion*

Ein Teil der Auflage dieses JUNI-Magazins ist nicht im Rahmen der Zeitschrift, sondern als Sonderband erschienen. Die Auflage des JUNI ist auf die Abonnenten, die Belegexemplare und einige Prüfstücke beschränkt worden. In den freien Verkauf kommt deshalb nur der gleichnamige und bis auf den Umschlag identische Sammelband. Wir haben uns zu diesem Vorgehen entschieden, um den Beiträgen dieses JUNI-Heftes, denen wir besonderes Gewicht beilegen, eine größere Verbreitung und weitere Wirkung zu ermöglichen, als uns dies mit der Ausgabe der Zeitschrift möglich wäre. Wir haben uns auch deshalb dazu entschlossen, zweigleisig zu fahren, weil diese Ausgabe den Umfang eines normalen Heftes weit überschritten hat. Das Material auf zwei Hefte zu verteilen, schien uns der falsche Weg.

Der Band ist in die gewohnte Zählung des JUNI-Magazins eingebunden und deckt den gesamten Jahrgang 1999 ab. Abonnenten erhalten jedoch in jedem Fall eine Rechnung: Die Zählung beginnt entweder bei Nr. 30 und bezieht sich dann auf das gesamte hier vorliegende Heft. In den anderen Fällen bezieht sich die Rechnung nur auf die Nr. 31 und deckt deshalb auch den im kommenden Frühjahr als erstes Heft des Jahrgangs 2000 erscheinenden JUNI ab.

Für Fragen wenden Sie sich bitte an die JUNI-Redaktion oder an die Auslieferung (Adresse siehe Impressum).

Mönchengladbach, im Dezember 1999

1. Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933-1945. Hrsg. von Walter Delabar und Christiane Caemmerer. Opladen: Westdeutscher Verlag 1996; Walter Delabar, Horst Denkler, Erhard Schütz: Banalität mit Stil. Zur Widersprüchlichkeit der Literaturproduktion im Nationalsozialismus. Bern, Berlin, Frankfurt/M., New York, Paris Wien: Peter Lang. Europäischer Verlag der Wissenschaften 1999 (= Beihefte zur Zeitschrift für Germanistik 1).

Gerhard Bauer

## NUR GRAS UNTER STIEFELN?

Das unterdrückte, überforderte, brüchige Ich fiktiver Emigranten

Das Thema der Tagung soll die Frage nach dem Subjekt, seiner Konstitution, seinem Handlungsraum, seiner Fähigkeit zu handeln und dem traditionell und aktuell gegebenen Fundus von Verantwortlichkeit sein. Die Frage ist angesichts einer so ausgebauten Diktatur wie der nationalsozialistischen von großer Relevanz, ist jedoch ebenso peinlich wie unerlässlich. Sie war peinigend für alle, die in jenem Reich nicht ganz so funktionieren konnten oder wollten wie von den Führern erwartet, und sie bleibt peinlich bei jedem Rückblick auf das, was damals überhaupt möglich war und was getan und unterlassen wurde. Vielleicht ist die Frage aber auch zu heroisch gestellt. Vielleicht enthält sie schon eine Vorannahme über das Verhältnis des einzelnen zu dem Geschehen in seiner Gegenwart, die historisch überholt oder zu modifizieren ist. Gerade in diesem Arbeitskreis geht es nicht an, nach einer irgendwoher abgeleiteten festen Größe "handlungsfähiges Subjekt" zu suchen, sondern muß die Kategorie selbst analysiert, auf ihre Tauglichkeit hin befragt werden.

Die Frage wird sich bestenfalls annäherungsweise beantworten lassen. Es gibt weder statistisches noch analytisches Material, aus dem sich irgend etwas über die Verfassung der handelnden und duldbaren Subjekte direkt ablesen ließe. Die Beteiligten mit Ausnahme der striktesten Mitläufer hatten, solange das "Dritte Reich" währte, allen Grund, ihre Einstellungen, Motivationen, ihre Willensbekundungen und Handlungen im Dunkeln zu lassen. Je weniger darüber geredet werden durfte, um so weniger machten sie auch sich selbst klar, wie es um ihre Verantwortung oder Mitverantwortung stand. Die nachträgliche Reflexion darüber ist voll von Zuschreibungen und Hypothesen. Die ehrlichsten autobiographischen Zeugnisse aus dem Abstand von Jahren oder Jahrzehnten enthalten meist ein Eingeständnis, daß man sich das damals Miterlebte gerade in seinem subjektiven Faktor von später aus nicht mehr authentisch vorstellen konnte. Als Notbehelf wähle ich hier ein Verfahren, weitgehend Zitate von damals aus vielen Bereichen zusammenzutragen: einzelne Beobachtungen, Selbst- und Fremdeinschätzungen aus einer ganzen Skala zwischen NS-loyalen und strikt oppositionellen.<sup>1</sup> Die Projektion und Weiterdeutung suche ich dadurch wenigstens durchsichtig zu machen, daß ich den verschiedenen Ebenen der Selbststilisierung und Fiktionalisierung nachgehe. Um der unvermeidlichen Unsauberkeit der Kontamination von eigentlich weit getrennten Positionen wenigstens tendenziell entgegenzuwirken, möchte ich einzelne von ihnen in ihrem Umfeld genauer betrachten. Die Grobheit der Zusammenfassungen kann ich nur mit dem Zweck des Beitrags entschuldigen: Er diente als Einstieg

in eine Veranstaltung (mit ziemlich heterogenen Gegenständen und Untersuchungsmethoden); ich wollte ihn für den Druck nicht von Grund auf anders gestalten.

*1. Suchfragen von außen; beliebte Annahmen über das historisch gegebene Subjekt und seine Strategien*

Auffällig am Nationalsozialismus und an der vom NS geprägten Epoche ist, selbst in offiziellen Texten und erst recht bei Reaktionen aus der Sicht von Mitläufern: Fürs Subjekt ist kein Platz. Es ist nicht vorgesehen; höchstens kommt es verbal oder illusionär/fiktiv vor. Der Schwung der "Bewegung" führt immer schon über den einzelnen und seine Verantwortung weg. "Volksgemeinschaft", "Gleichschaltung", der Glaube an den "Führer" und die Unterstützung seiner "Mission" verlangten, daß der einzelne sich selbst ins "Ganze", wie es gern hieß, einordnete oder ihm einverleibt wurde. Er wurde Teil einer Masse, die sich nach unerfindlichsten Gesetzen, die durchweg als "höhere Gesetze" klassifiziert wurden, bewegte. Auch höhere Chargen des NS stellten sich fast nie als diejenigen dar, die selbst etwas entschieden (obgleich sie faktisch sehr viel mit einem großem Spielraum von Willkür zu entscheiden hatten). Selbst der oberste Führer handelte immer noch im Dienst der Vorsehung oder der historischen Mission Deutschlands oder einer anderen höheren Idee. Die Mitläufer hoben damals durchweg, in einigermaßen redlichen Erinnerungen auch noch nachträglich, das Glück der Übereinstimmung hervor: Dabeisein, Unterhaltung, Siegesgefühl. Sogar und erst recht dem Krieg gegenüber, in dem die Pflicht noch einmal verschärft wurde, dankte das einzelne Subjekt weitgehend oder völlig ab. Der Krieg selbst muß uns "über alles Furchtbare hinwegtragen", hieß es bei dem unten noch zu betrachtenden Duckstein von der Propaganda-Kompanie. Wo explizit an den selbstverantwortlichen Einzelnen appelliert wurde, war allenfalls dessen Einsatz ("bis zum Letzten"), nicht aber sein eigener Kopf gefragt. Goebbels zitierte gern die feierlichste Verpflichtungsformel von Fichte: "von dir" hinge "das Schicksal ab der deutschen Dinge" / "und die Verantwortung wär dein". Aber faktisch strich er alles autonome Denken wie Handeln und reduzierte Fichtes Idealismus auf den Kanthaken, mit dem alle gleichermaßen, ungefragt, sich für ein von anderen definiertes nationales "Wohl" freiwillig verheizen lassen sollten.

Die Mitläufer, d. h. die Beteiligten und dadurch Mitverantwortlichen, faßten den Schwindel als Begeisterung. Sie definierten sich selbst als hingerissen, doch dieser Zustand kam, wenn sie kritischer hinsahen, dem Suff nahe. "Man hat uns besoffen gemacht", stellten sie nachträglich fest und konnten damit nicht abstreiten, daß sie sich besoffen hatten. Horst Krüger akzentuiert in seinen Erinnerungen vor allem den Modus, beteiligt zu sein, ohne es wahrhaben zu wollen. "Sie waren mächtig stolz, was der Mann aus ihnen gemacht hat. Sie begriffen nie, daß sie, sie alle zusammen, diesen Mann erst gemacht hatten. Ohne sie wäre er doch nie aus dem Hinterzimmer des Hofbräuhauses herausgekommen. Bis zum Schluß meinten sie immer, alles Hitler verdan-

ken zu müssen, die Zeit der Größe und die Zeit des Sterbens".<sup>2</sup> Adorno fand in seiner kritischen Analyse: Die Massen *glauben* nicht wirklich an den Führer, sondern "agieren diese Identifizierung, schauspielern ihre eigene Begeisterung". Durch Selbstüberredung würden sie "Teil" von ihm und seiner Show. Sie machten sich erbarmungslos, unansprechbar, unzugänglich für Argumente, weil sie ohne diese Projektion der Panik überlassen gewesen wären.<sup>3</sup>

Völlig und spurlos aber ließen sich niemals alle Individuen der begeisterten Masse, zumal einer solchen, einordnen und ihres eigenen Kopfes berauben. Die Suche nach Möglichkeiten der Abweichung, der Dissidenz oder Opposition zog sich durch die zwölf Jahre des "Dritten Reiches" und durch die über 50 Jahre seiner Erforschung. Die Beteiligten, sofern sie nicht ganz im Suff oder Trott jener Jahre aufgingen, suchten Äußerungsmöglichkeiten, die "irgendwie" wirksam und trotzdem nicht selbstmörderisch sein sollten. Das Ausland und die Emigration fahndeten nach Anzeichen von anderen Strömungen unterhalb der totalen Gleichschaltung. Die Historiker und Interpreten befragten bis heute noch Zeugen und durchforsteten die erhaltenen Zeugnisse, u. a. die der "inneren Emigration", nach leisen Anzeichen der Abweichung.

"Widerstand" wäre dabei zu viel verlangt; für einen wirkungsvollen, mehr als zeichenhaften Widerstand war die politische Ausgangslage, wie sie aus der Zeit vor der "Machtergreifung" resultierte, zu desolat und waren die Organisationsmöglichkeiten in der ebenso repressiv geführten wie ermüdenden, schon im Alltag nur wenig Raum lassenden Gesellschaft der "Volksgemeinschaft" in der Zeit der Kriegsvorbereitung wie des Krieges zu gering. Wo einzelne und kleine Gruppen trotzdem Widerstand leisteten, waren Akte von äußerster Disziplin und Entschlossenheit verlangt und waren selbst die tapfersten Kämpfer immer auch frustriert von dem Bewußtsein, daß sie damit nicht durchdringen konnten. Man schätzt die versuchten Attentate auf Hitler auf etwa ein Dutzend, aber die meisten kamen nicht einmal an seine Person heran. Manche Interpreten finden z. B. Stauffenbergs Hände tief symbolisch für den militärischen Widerstand: Acht Finger hat er im Krieg für Hitler eingebüßt, die letzten zwei gegen Hitler erhoben, und man weiß wie und mit welchem Erfolg. Widerworte zu geben, sich zu widersetzen oder überhaupt Nein zu sagen, sich abzugrenzen war schon schwer genug. Brecht, der sich von außen Gedanken über den Zustand im Reich machte, notierte als krönenden Abschluß seiner Szenenfolge *Furcht und Elend*: "Am besten nur ein Wort: NEIN!"<sup>4</sup> Jochen Klepper, der nicht für diesen Staat und seinen Antisemitismus sein konnte (er war mit einer Jüdin verheiratet und gab, als sie mit der Deportation bedroht war, schließlich sich und ihr den Tod), der aber wegen seiner tief verinnerlichten preußischen und protestantischen Tradition auch nicht gegen den Staat stimmen konnte, blieb zur gleichen Abstimmung "nichts übrig, als einen leeren Schein abzugeben".<sup>5</sup>

Unverkennbar deutlich konnten die historisch Unterlegenen dadurch werden, daß sie sich die Aggression, der sie unterlagen, in Worten absichtlich anzogen, also sie offen und für alle Beteiligten sichtbar demonstrierten. Diese Geste liegt Oskar Maria Grafts Protestbrief *Verbrennt mich!* vom Tag nach der Bücherverbrennung zugrunde; nicht zu Unrecht ging dieses Dokument, anders als die nur klagenden oder nur ankla-

genden Schriften der Emigranten, durch die Welpresse.<sup>6</sup> Mit einer ähnlichen und ebenso stark sprechenden Geste reagierte Hans Beimler in seinen langen quälenden Auseinandersetzungen mit dem Wachpersonal in Dachau, als von ihm verlangt wurde, er solle sich aufhängen. Er konterte: er sei "schon vier Wochen in Haft und zu dreiviertel verhungert", also werde er "das letzte Viertel auch noch überstehen". Woraufhin er eine Gnadenfrist von einem Tag erhielt, die er zur Flucht nutzen konnte.<sup>7</sup>

Diese noch an den früheren Heroismus anklingenden laut sprechenden Gesten gehören den ersten Monaten der Arbeit gegen den Nationalsozialismus an der Macht an. Heroismus war zwar in den folgenden Jahren erst recht erforderlich, aber er konnte immer weniger nach außen dringen, also auch kaum noch die Haltungen bestimmen. Die Fortsetzung des Widerspruchs wurde von vielen bewußt Kleinen, Bescheidenen geleistet, die sich selbst nur als Diener ihrer "Sache", oft betont subaltern verstanden. In einer Art "slog on", wie Scott am Südpol, setzten sie ihr Leben z. B. dafür ein, wenn es gut ging, wieder einmal zwei Zentner Flugblätter nach Berlin zu transportieren oder auch nur ein Flugblatt illegal weiterzugeben. Gerade weil alle Organisationen außer den staatstragenden verboten waren, hielten sie strikt an ihren oppositionellen Kollektiven oder deren Resten fest. Wenn auch diese Reste noch zerschlagen waren oder die Kommunikation zu gefährlich wurde, blieb nichts mehr übrig als, soweit überhaupt möglich, das eigene Selbst wenigstens für sich zu bewahren. Abgeschottet nach außen, undurchdringlich zu werden, blieb der letzte Rest des einstmals gesellschaftskonstituierenden kategorischen Imperativs. In den Worten des Lagerlieds, aus Dachau: selbst zu Stahl und Stein werden.<sup>8</sup>

Merkwürdigerweise sah in den letzten Kriegsjahren die Haltung der gänzlich Unorganisierten, nur "Plätschernden" (um sich über Wasser zu halten) ziemlich ähnlich aus: strikt abgekapselt nach außen und ganz darauf konzentriert, sich selbst zu erhalten, siehe den verbreiteten Gruß "Bleib übrig!" und den gegen Ende anwachsenden Galgenhumor. Meinungserforschungen scheiterten an ihnen schon damals<sup>9</sup> und ebenso im nachhinein: Die nur Mitlebenden hatten keine Meinung, kein Urteil, keinen Begriff von dem, was über sie "hinwegrollte". Ein merkwürdiges Zeugnis kann die Situation, wenigstens wie sie sich für Intellektuelle und Künstler stellte, etwas durchsichtiger machen. Herbert Duckstein, ein Werbetexter, der seinen "Felddienst" in der Propaganda-Kompagnie ableistete, veröffentlichte im 2. Kriegsjahr *Vier Briefe aus dem Felde*.<sup>10</sup> Er macht sich Gedanken über die Nähe, ja Übereinstimmung des Künstlers und des Soldaten, und er stößt mitten in seinen äußerst kriegsloyalen, anpassungsbereiten Stilisierungen immerhin auf ein Arbeitsprinzip: Die künstlerische Synthese kann die Erfahrungen nicht bewältigen und muß sie in unbewußten Blöcken (vorerst) auf sich beruhen lassen. "Der Künstler" (zu dem er sich selbst schon vor dem Krieg oder bald nach Kriegseintritt ernannt hat) "kann nur noch aufnehmen und bestenfalls das Aufgenommene skizzenhaft festhalten, aber das meiste muß er im Unbewußten bewahren". Benjamins Feststellung aus dem vorigen Krieg, daß der Krieg selbst die Bildung von Erfahrungen verhindert habe, scheint hier von einem, der Benjamin denkbar fern steht und ihn sicher nicht gelesen hat, nicht nur wiederholt, sondern mit der eigenen Begriffslosigkeit



Jochen Klepper

auch zementiert. Der erste suchende Ausblick auf die Kompetenz des "Subjekts" in der Zeit der NS-Diktatur führt mithin nur zu zweideutigen Ergebnissen. Der Eigensinn der einzelnen konnte nicht einfach ausgelöscht werden, auch mit der angeblich totalen Gleichschaltung nicht, aber für seine Selbständigkeit, seine Verantwortlichkeit boten die extrem selbstbestimmungsfeindliche Organisation der Öffentlichkeit sowie die politischen Kampffronten verteuft wenig Handlungsspielraum. Wir müssen deshalb, wenn wir ein Phänomen wie die innere Emigration im ganzen oder wie in den folgenden Beiträgen im einzelnen betrachten, auf allzu hohe Erwartungen eines voll gefaßten, mündigen, demokratischen Verhaltens verzichten – sie hatten hier keinen Platz und hätten sich kaum für die Situation geeignet. Die Ungeduld, mit der z. B. Schonauer (1961) oder Ralf Schnell (1976) die Leistungen der inneren Emigration an "demokratischem Verhalten" und an der Ermöglichung von "geistigem (oder "literarischem") Widerstand" messen, scheint den Autoren aus der Sicht von nachher einfach zu viel abzuverlangen. Spätere Arbeiten wie *Erfahrung Nazideutschland* (1988) oder *Literatur in der Diktatur* (1997)<sup>11</sup> werden dem Untersuchungsfeld eher gerecht, indem sie die unterschiedlichen Handlungs- und Positionierungsmöglichkeiten in einer äußerst komplexen Situation und einem stark reduzierten Verständigungsraum untersuchen. Gleichwohl sind Schonauer und Ralf Schnell bis heute unentbehrlich, weil sie auch immer mal den Kopf schütteln über das "unmöglich" feige oder unentschiedene Verhalten.

## 2. Selbststilisierung und Medien dieser Stilisierung

So wenig die Personen damals, unter den Umständen des "Dritten Reichs", zu Subjekten im vollen Sinne des Wortes taugten, vor ihrem eigenen Bewußtsein und in ihren Worten waren sie dennoch bestrebt, sich als Subjekt, sei es auch nur notdürftig, zu behaupten. Wir müssen also nach ihrem Selbstbewußtsein als Aktivisten, als Sprechende, als Produzenten fragen und auch ihre Sprache und ihre Erzählregie untersuchen.

### a) Selbstbewußtsein der Schreibenden oder der sich irgendwie Äußernden

Die Mitläufer waren eo ipso definiert durch ihre Kooperationsbereitschaft, auch Kollaboration genannt. Doch auch die Abweichler waren in erster Linie nicht als Person gefragt, sondern als Mitarbeiter an etwas, im Dienst. Es klingt paradox, hatte aber einigen Realismus für sich, daß viele ihr "Selbst"bewußtsein aus dem Konzept gewannen, dienstbare Geister einer Sache, sogar Rädchen im Getriebe zu sein. Die darüber stehende Organisation durfte man sowieso nicht kennen, sie mußte bei der konspirativen Arbeit verborgen bleiben, oder man konnte sie nicht durchschauen, sie blieb das "Geschick", ein religiöser Auftrag, eine Position in der Geschichte, der geistigen Tradition o. ä. Ein leitender Genosse, Rudolf Küstermeier vom "Roten Stoßtrupp", im bür-

gerlichen Beruf Journalist, sah 1933 seine Aufgabe einzig darin, wenigstens einige der Kräfte, die noch bereit waren zu einem Einsatz, "zusammenzufassen und zusammenzuhalten". "Zu was genau, das hätten wir offen gestanden zu jener Zeit nicht sagen können". Teils konnten die Genossen nur weitermachen wie früher, teils stellten sie sich auf eine neue bescheidene Arbeit und Arbeitsweise ein, in beiden Fällen aber blieb der Erfolg unsichtbar, die Frage "Wozu" weitgehend und peinigend ohne Antwort. Die Unübersichtlichkeit ebenso wie die Widerwärtigkeit der Situation führten zu dem Wunsch, von ihr abzusehen, sich abzuwenden und nur weiterzuarbeiten. Reinhold Schneider schreibt in seinem Gedicht über Klepper: "Verworfenner Zeit unmächtiger Prophet".<sup>12</sup> Klepper selbst charakterisierte sich, wie er an seinem Mammutroman *Der Vater* schrieb: "Die Nerven sind nun einmal wie zerschnitten und zerrissen". Daumen und Mittelfinger waren wundgeschrieben; er schrieb weiter mit unwickelter Hand, 50 Seiten in einer Woche.<sup>13</sup> Den Aufbau von etwas wie einem Selbstgefühl aus den Relikten dessen, was früher einmal dafür nötig war, zeigt mustergültig Ehm Welk in seinen *Heiden aus Kummerov*. Ungemach, Niedertracht und Sorge führen zum Rückzug auf sich und sein geistiges Eigentum in das Dorf "im Bruch hinterm Berge". Die Namen verraten noch Beschädigungen und Narben: "Kummerov" und sein "Grambauer", aber alle Bedrückungen stärken nur das Sichversteifen auf "Selbständigkeit" und Autarkie. "Auf einem abseitigen Fleck Erde stehen können!", das nahm die Wünsche von manchen Einzelgängern auf, dem Verkaufserfolg nach sogar von vielen. Einige nahmen das Ideal ganz wörtlich, blieben allein, nährten sich innerlich vom Bewußtsein des Abstands von anderen, oft so bei Wiechert. Bei Welk dagegen wird die Pose des Stehens so drastisch inszeniert, daß auch das Kollektiv dafür mitverbraucht wird, in diesem Fall strikt patriarchalisch: da stehen können, "die Hand auf dem Nacken eines lieben Mitgeschöpfes, eines Weibes, eines Kindes oder Tieres" (sic). Von dieser imaginierten Sicherheit aus wird der Held wieder tauglich zum Rasonieren: "im Herzen neben der Empörung über die Ungerechtigkeit der Zeit die heitere Gelassenheit, die aus der Bejahung des Lebens in seiner Gesamtheit und Dauer und aus dem unverrückbaren Glauben an den Fortschritt quillt". Ein so konzilientes Beharren auf dem eigenen trotzigem Ich konnten die Nazis gefahrlos zum Druck zulassen.

Wesentlich reflektierter und besonnener ist Reinhold Schneider in seinen Selbststilisierungen: keine kurzschlüssig-subjektive Reaktion, sondern die letzte aus langen Konfrontationen mit der Welt, konzentriert und hochgradig versponnen. In all seinen Erzählungen wie Gedichten dieser Zeit vertritt er die Position und zugleich die Strategie, von sich abzusehen, das empirische Ich klein zu halten, abzuwerten, sich an eine Zentralgewalt hinzugeben, die er im Ablauf der Zeit findet. *Das Attentat* von 1934, damals unveröffentlicht,<sup>14</sup> zeichnet einen ganz anderen Attentäter Tschech als die frühen Lieder oder Moritaten des Vormärz. Sein erfolgloser, von vornherein gehemmter Attentäter ist kein bißchen burschikos oder respektlos. Er steht von Anfang an unter dem Gefühl der Unvermeidlichkeit. Eine groteske Akkumulation von Zurücksetzungen und Verweigerungen spitzt sich in seinem Inneren zu auf den König, bis zur fixen Idee: ihn töten, aber tätig wird gar nicht er in Person, sondern er ist bei seinem Tun wie aus-

gelöscht. Schon vor seinen Händeln sieht er sich in einer Vision auf einem Hinrichtungsplatz, hat das Gefühl der schauenden und bewundernden Menge, spürt ein jedes niederfallendes Sandkorn letzter verrinnender Sekunden, ganz allein, aber in einer sonderbaren Beziehung zum König, wie von gleich zu gleich. Die gebietenden Herren werden in dieser Existenzprosa zu Ansprechpartnern der eigensinnigen Bürger gemacht, aber das hieß zugleich, daß alle unter solchen absoluten Maßstäben Reflektierenden zum Hochadel hinaufgehoben oder ihm gleichgesetzt werden. Obgleich das empirische Ich fast ausgelöscht ist, wird das gedachte ideelle Ich mit großer Verantwortung beladen. "Es kommt kein Krieg von ungefähr: alles, was in der Welt geschieht, hat seinen Ursprung im Innern". Das sagt der "fromme Herzog", die Zentralfigur einer weiteren Identifikationserzählung von 1941.<sup>15</sup> Ein zentraler Spruch bei Schneider, beinahe sein Motto, sein Wappenspruch, heißt: "Das Böse zuerst in sich, dann erst in der Welt wahrnehmen!" Als Erläuterung kann man die Erkenntnis aus seinen spekulativen Aufsätzen heranziehen, "daß ein jeder Hasser Knecht des Gehaßten ist". Das wird freilich mit einem läppischen Beweis aus der Anschauung belegt, parteilich für seine Kirche statt überlegen: Selbst Nietzsche wurde schließlich an der Mauer der alten Pfarrkirche zu Röcken begraben.<sup>16</sup> Die intellektuelle Provokation des zitierten Anspruchs an sich selbst bleibt aber trotz der banalen Anwendung bestehen.

Von dieser Position aus gewinnt eine zentrale strategische Maxime der Nichtnazis bei Schneider ganz tragisch-fatale Dimensionen: "Das ist der Fluch des Zeitalters, daß man der falschen Macht innerhalb ihres Bannkreises nicht begegnen (d. h.: widerstehen) kann ohne ein Bündnis mit ihr".<sup>17</sup> Bei Klepper klingt das gleiche weniger pantragisch, eher verdutzt, perplex und ein bißchen gespenstisch. Er wird zum zuständigen Dezernenten der Gestapo einbestellt und notiert danach, er habe sich selten zu einem Menschen so hingezogen gefühlt wie "gerade zu dem, der mich plötzlich überwacht".<sup>18</sup> Die Emigranten konnten freier, mit psychologischen Einsichten in sich selbst über die innere Berührung mit dem Feind nachdenken. Thomas Mann sprach von dem "Bruder Hitler"; Oskar Maria Graf findet einen zentralen Zug von Hitlers Charakter oder von seiner Bewegung, das "Kleinbürgerlich-Vergeltungssüchtige", auch in sich selbst. Bei Anna Seghers, bei Thomas Kramer wird eine noch offenere Beziehung zu den Faschisten erwogen: Diese waren einmal Menschen, von einer Mutter geboren, müssen also wie Brüder oder Genossen ansprechbar sein. Peter Brückner kommt in seinen nachträglichen Strategieerwägungen am Material seiner gefährdeten Jugend im "Dritten Reich" – so muß man seine angebliche Autobiographie wohl klassifizieren – zu dem seinerseits wieder gewagten Schluß: "Wer nicht wenigstens etwas zum Faschisten taugt, taugt auch nicht zum Widerstand gegen den Faschismus".<sup>19</sup>

Das Selbstbewußtsein der Autoren in bezug auf die eigenen Werke war eher gedrückt, von wenig Stolz getragen. Vielleicht hatten sie auch wenig Grund zum Stolz, aber eine solche Spekulation ließe sich weder relativ – wie soll man sie mit anderen, freien Schriftstellern vergleichen? – noch absolut irgendwie erhärten. Von ihrem Schreibziel dagegen, der "Wahrheit", dem Protest, hatten sie einen hohen Begriff – es müßte unverlöschlich, nicht umzubringen sein. Noch einmal Reinhold Schneider: Ein

Gedanke, einmal gedacht, wird "wieder gedacht werden", und zwar ein 'böser' Gedanke nicht weniger als ein guter oder rettender.<sup>20</sup> Viele machten sich deshalb so klein, weil in ihrer Vorstellung das Werk, die Bewegung, die Geschichte (oder bei den Religiösen Gott selbst) so groß war. Eine einsame Ausnahme ist Adolf Reichwein, der in seinem neuen freien, mutigen Umgang mit der Jugend einen Boden hatte, von dem aus er den Nazis Paroli bieten konnte, ohne sie zu sehr fürchten zu müssen. In seinem *Schaffenden Schulvolk* (1937) nutzt er den Schwung der Jugendbewegung, nur anders als die Nazis wollten, beruft sich auch auf den verfänglichen Arbeitsbegriff und die hoch verdächtigen Vorstellungen von Gemeinschaft und Volk und vertraut darauf, daß die Tüchtigkeit im Umgang mit Natur und Menschen (später als Museumsdirektor: die Sachangemessenheit im Umgang mit Materialien) die Heranwachsenden freier, souveräner machen müsse. Er betont als Autor, daß er hier nicht einen Plan oder Vorschlag, sondern ein Stück Wirklichkeit vorlege: Alles, was er berichte, könne gemacht werden. Bescheidene Mittel und Verhältnisse reichen aus, es brauche nur einen, der es mache. Ganz arglos, unter den Augen der (ihm mißtrauenden) Behörden arbeitete er seinen Schulversuch aus, vom Reichslehrerverband abgelehnt, vom Reichsbauernführer gehätschelt, einzig in der Atmosphäre ein wenig konspirativ klingend: "in aller Stille aufgebaut".<sup>21</sup> Reichwein konnte darauf vertrauen, weil trotz verbaler Übereinstimmungen die Differenz des geistig Gemeinten einfach durchschlagend war. Er übernahm aus der Jugendbewegung und aus der Reformpädagogik der Weimarer Republik, ungeachtet deren Weiterführung in den NS-Schulanstalten: die Priorität der Arbeit, des Machens und Tuns, die Förderung der Anschauung durch Tätigkeit und Umgang, die Egalität und Gemeinschaft im Handeln, die Ersetzung von Autorität durch das lebendige Vorbild und vor allem durch Vormachen, Einladung zum Mitmachen, die Übereinstimmung mit der Tradition bei einem unerschrockenen Verhältnis zur Moderne – schließlich war er der erste fliegende Professor seines Landes gewesen, in einem kleinen privaten Flugzeug. Entschieden anders als in der NS-Pädagogik war sein Programm, weil er unbeirrt auf die Individuen und ihre anwachsende Sicherheit durch Lebenserfahrungen setzte, wozu auch die Bereitschaft gehörte, ihre Köpfe nach ihrem eigenen Willen einzusetzen, weil er ohne jeden Ruck, nur mit Gelassenheit arbeitete, die allerdings von den Dörflern als "Schwung" verstanden wurde, und weil er auf allen Befehl und jede Führung verzichtete, stattdessen als Erzieher durch Überzeugung wirkte, zwar mit einem anthropologischen Willen zum Gehorsam rechnete, doch diesen explizit anders als den soldatischen definierte.

Wieweit Personsein und personality im "Dritten Reich" überhaupt möglich waren, ist eine große Frage. Das vorherrschende Bild sieht die im Reich gebliebenen Autoren vor allem als geduckt, versteckt, auch in sich verkniffen. Vielleicht waren sie noch geistig hochfahrend wie Reinhold Schneider, der ständig um Fürstlichkeiten und Adel kreiste, aber gegenüber diesem Ideal der bescheidenste Mensch blieb, sich selbst verkleinerte, wie er nur konnte. Joachim Klepper gelangte zu der traurigen Feststellung, daß "wir Autoren alle miteinander keine Köpfe und Gesichter haben; der dümmste Schauspieler sieht durchgeistigter und bedeutender aus (...). Wir sehen alle aus wie

kleine Volksschullehrer oder einige wie wohlhabende Kaufleute. Siehe Schneider, siehe Schröder, siehe mich".<sup>22</sup> Das stimmt für ihn und für Schneider, nicht für Schröder. Unübersehbar scheint mir die Entsprechung bei Reinhold Schneider, der noch ein Jahrzehnt später den ersten Band seiner *Ausgewählten Werke* (1953) unter dem Titel "Das getilgte Antlitz" erscheinen läßt. Natürlich läßt sich diese ästhetisch-selbstkritische Bemerkung nicht einfach auf alle Autoren verallgemeinern, die es im Reich aushielten. Doch wenn man sie mit den großen, ausstrahlenden Persönlichkeiten der Aktivisten vergleicht wie Tresckow, Moltke, Reichwein selbst, Mierendorff, Bonhoeffer, Schulze-Boysen, dann sehen die Autoren in der Tat ziemlich blaß aus.

#### b) Sprache

Austausch war schon seit jeher, sagen wir seit der Antike, und war vor allem in bedrohten Zeiten zur Subjektwerdung unerlässlich. Unter unserer Fragestellung müssen wir also hinsehen, wie weit die Sprache die Sprecher zu sich selbst kommen ließ, Person werden ließ. Da die Nationalsozialisten und ihre Gegner die gleiche Sprache zur Verfügung hatten und oft zu ähnlichen Wendungen oder sprachlichen Strategien griffen, wurde auch die Sprache ein wichtiger Kampfplatz zwischen ihnen. Die Sprache des "Dritten Reiches" war vor allem dynamisiert, sie lief weg, bot wenig oder gar keinen Platz für Besinnung und Identität. Geradezu gezeugnet wurde das Subjekt, seine Selbstverantwortung in dem ständigen "zu Befehl", "Jawohl, mein Führer" und den meisten Sätzen mit "Führer". "Wir fragen nicht. Wir sind des Führers Faust".<sup>23</sup> Nicht nur waren die beliebtesten sprachlichen Metaphern solche aus dem Umkreis von Schlagen, Stoßen, Brechen, Sprengen, Packen usw. samt einigen Kraftwörtern der männlichen Sexualität (die trotz der offiziellen Abneigung gegen den Expressionismus von ihm geerbt wurden).<sup>24</sup> Sondern als Folge davon wurden auch Menschen, Bestrebungen, Verhältnisse mindestens sprachlogisch und suggestiv (ob auch grammatisch signifikant, ist umstritten) in den Status von Objekten versetzt, mit denen man verfahren oder die man traktieren konnte, und wurden Willensakte sprachlich am liebsten als Erfüllung von Befehlen oder Gesetzen, Handlungen als Vollzug von Prozessen organisiert.

Den Stillen und Leidenden blieb z. T. nichts anderes übrig, als die herrschende Sprache und ihre vorherrschenden Unarten mitzumachen. Manche dankten als Person ab vor einem größeren, in der Sprache fraglos gegebenen Zusammenhang. Weinheber: "Stirn, die hinauf zu den Sternen / leidet und lodert und fragt" (*Notturmo*).<sup>25</sup> Bei aller Pathetik und Undurchschaubarkeit, aller Hingabe an den automatisch ins Höhere oder einfach ins Vage führenden Stabreim muß man hier noch froh sein, daß dieses kaum noch seiner selbst mächtige Subjekt immerhin "fragt". Eine beliebte Gegenstrategie bestand darin, die Verhältnisse sprachlich wiederherzustellen. So wurde ebenfalls der Sprache eine magische Kraft zugeschrieben, nur eben eine geheimnisvoll tröstende. Bergengruen schrieb *Die heile Welt* in fünf schlichten, schlicht kreuzgereimten Stro-

phen. "Niemand kann die Welt verwunden, / nur die Schale wird geritzt".<sup>26</sup> Wilhelm Lehmann dichtete auch eine "Heile Welt", mit freierer Strophengestaltung, nicht so kindergläubig, sondern im Ton des poetischen Trotzdem: "Das Ljeschgras streichelt meine Hände, / Die Ammer singt ihr Lied zu Ende, / Die Welt bleibt heil".<sup>27</sup> Mit diesem setzenden, beschwörenden Duktus bleibt er aber jenseits von Feststellungen und Auseinandersetzungen, betreibt eine sprachliche Gesundheitsbetrie. Tröstung wird zur Täuschungsveranstaltung statt Unterbrechung oder Anlaß zu Besinnung: "dann muß du nicht erschrecken / Die Sterne stehn vollzählig überm Land" (Carossa).

Leider waren die entschiedenen Linken auch nicht optimal sprachmächtig. Sie entäußerten ihre Aktivität an Fahnen, Zeichen, Spruchbänder; manche ließen ihr Leben für eine Parole oder ein verdinglichtes Zeichen des früheren Zusammenhalts. Sogar was sie in der Illegalität und in den KZs lernten, wurde sprachlich sogleich wieder "Rüstzeug".<sup>28</sup> Eine heimliche Trauerfeier für einen erschlagenen Genossen wird unvermeidlich "ein Hohelied auf die Kameradschaft". Die unentbehrliche, d. h. de facto oft fragliche und entbehrte Solidarität wird zur verdinglichten "Waffe" gegen die Gegner und Drangsalierer.<sup>29</sup> Wenn die "Kreise" der noch Aktiven klein wurden, dann waren eben "die wenigen, die weitermachen, um so verschworener".<sup>30</sup> Selbst aus der Rückschau auf die "letzte Demonstration unter Roten Fahnen" wird die fragliche Wirksamkeit nicht mehr sichtbar, sondern bleibt der Betrachter beim Bild in seiner symbolischen Dynamik stehen. Die Kraft, die erforderlich gewesen wäre, suchen die Genossen von außen sich selbst zuzuschreiben. Da gab es Lieder, besonders inbrünstig(!), "Geballte Kraft schwang darin, entschlossener Mut, unser Wille und unser Bekenntnis: Seht, da sind wir, wir!"<sup>31</sup>

Eigentümlich ist die Verlagerung des Richtigen und Geforderten in die Sprache bei Barlach. Barlach war außer bildender Künstler auch ein Mann des Wortes, aber des schweren Wortes. Er reagierte auf sein Berufsverbot (genauer: auf dessen Zuspitzung im Juli 1937, nachdem unter den 17.000 beschlagnahmten "entarteten Kunstwerken" 381 von ihm waren) mit einem Brief in Form eines Offenen Briefes, der nur nicht zu veröffentlichen war. Er schrieb Klartext und suchte ebenso fest das eigene Leiden auszustellen wie Oskar Maria Graf vor der Weltöffentlichkeit und Beimler seinen Peinigern ins Gesicht.

Er nennt die langsame Erdrosselung nicht weniger verhängnisvoll als eine reelle Garrottierung. (Offenbar hatte er genauere Nachrichten aus Spanien, als die der Reichsrundfunk brachte). Bemäntelt sei sie nur zur Bequemlichkeit des Vollziehers, nicht zur Erleichterung des Verurteilten, denn er könne nicht emigrieren (wie der höhnische Rat gelautet hatte) und dürfe hier nicht atmen. Die Darlegung der innersten Notwendigkeiten seiner Art zu sein sei ihm verwehrt, ein Rechtsgut, das jedem Verbrecher zusteht, ausdrücklich: "ein Menschenrecht". Seine Argumentation ist mustergültig, deutlich, schlüssig und gleichwohl verzweifelt. Görings Erlaß, die Überprüfung aller Kunstsammlungen ohne Rücksicht auf ihre Rechtsform und Eigentumsverhältnisse, sei in sich unmöglich; "Recht war, ist und bleibt Recht". "Die Anordnung, es zu beugen, kann niemals erfolgen". "Rechtsungültigkeit ist ein Unding". Indem er das so ausgear-

beitet hat, steht es da, steht er damit da, hat unbestreitbar recht, das aber hilft ihm nicht.<sup>32</sup>

Von heute aus am ehesten zu verstehen sind diejenigen sprachlichen Zeugen, die die Sprache selbst in Frage stellten oder an ihre Grenzen stoßen ließen. Die Hingabe an die eigenen "Kräfte" der Sprache wird darin selbst wieder dem Zweifel ausgesetzt. Die "Stillen" waren, wenn sie sich der Situation stellten und nicht einfach weitermachten / weiterschrieben, nicht mehr nur leise oder verstohlen, sondern ganz still (Karl Kraus und viele andere). Schweigen wurde zum Extremfall: zugleich Abbruch der Kommunikation und ein besonders markantes Kommunikat. Rose Ausländer sprach von einem "Schallenden Schweigen", und zwar gerade aus dem Bruch zwischen den Geretteten und dem, was sie über die Umgekommenen nicht sagen konnten. "Dann schwieg der Tod / Er schwieg // Es war ein schallendes Schweigen".<sup>33</sup> Loerke ließ schon 1933 einen Gedichtband unter dem Titel *Die Antwort des Schweigens* erscheinen. Darin sind am stärksten die Lücken und Brüche, denn sie lassen immerhin ahnen, inwiefern hier das Schweigen eine oder die "Antwort" sein könnte. Aber auch das Schweigen war nicht nur Antwort und Gegenstrategie. Es blieb auch Teil der offiziellen preußischen Galeere. In Kleppers *Vater* steht der defätistische Satz: "Alles in Preußen arbeitete und schwieg".

### c) Erzählregie

Was so unaussprechlich war und trotzdem nach Aussprache verlangte, es nicht aushielt unter dem verordneten Schweigen wie dem furchtsamen Schweigen, suchte sich einen Adressaten anderer Art. Ein völliger Bruch der Zivilisation war anzuzeigen, aber er ließ sich nur mitteilen an Leute, die selbst zivilisiert waren. Das führte zu einer Anklage ohne Gerichtshof, wie vor den Augen Gottes, zugleich bärbeißig und entsetzt. Eine Szene aus dem Bericht von Ruth Andreas-Friedrich: "Was tut man, wenn ein Mensch, den man in seiner Wohnung verbirgt, eines Tages unvermutet am Herzschlag stirbt? Soll man ihn im Ofen verbrennen? In Rauch auflösen? Durch den Schornstein hinausblasen? Was macht man mit einer Leiche, die nicht gemeldet ist? 'Wir haben sie in unseren Waschkorb gelegt, mit Leintüchern bedeckt und nachts aus dem Hause getragen', vertrauen uns Bekannte an, die in solche Verlegenheit gerieten. 'Im Tiergarten haben wir sie rausgeholt und auf eine Bank gesetzt.' Sie lächeln verstört. Sie sind nicht froh über diese Lösung. Sie haben keine Übung darin, zwischen drei und vier Uhr morgens Leichen aus dem Hause zu schmuggeln und Tote auf einsame Parkbänke zu setzen."<sup>34</sup>

Klepper stellt oft demonstrativ sein Nichtfassenkönnen heraus, trotz seiner betulich-verharmlosenden Art zu schreiben, in seinen Tagebüchern übrigens stärker als in seiner Erzählprosa und den stoisch-christlich gefaßten Kirchenliedern. In seinen Träumen überfällt ihn eine Ahnung, was mit seiner Existenz wirklich los ist. "Traum: Wir hätten ein gelähmtes Kind gehabt, das um der Zuchtauslese und Bevölkerungspolitik willen getötet werden sollte und dem Staate auszuliefern war. / Ein solcher Traum verrät von

der Lage des Bürgers mehr als zehn Leitartikel zu sagen imstande wären".<sup>35</sup> Von seiner Frau Hanni, mit der er schließlich in den Tod ging, verzeichnet er eine Reaktion: "Zwänge man sich nicht, innerlich ganz primitiv zu leben – eine Stunde des Nachdenkens würde einen wahnsinnig machen". Der Verdacht, irrsinnig zu sein oder es werden zu können, war gängig im "Dritten Reich". Der primäre, politisch gewendete Verdacht richtete sich zwar darauf, daß Hitler selbst und die Seinen wahnsinnig sein mußten. Das wurde in vielen Varianten geäußert, geflüstert, angedeutet oder zu raten gegeben. Aber auch den Zeugen und Opfern drängte sich immer wieder der Eindruck auf, daß das, was sie sahen, nicht stimmen konnte, es mußte an einer Verrückung liegen. Beim Schreiben, besonders in Erzählungen, die mit der Fiktion von realen, also auch reellen Verhältnissen spielten, mußte dieser Eindruck verarbeitet werden. Er führte nicht selten zu einer defekten, verkehrten oder suspendierten Logik, zu einer Phantastik der Furchtsamkeit. Zwei Bände mit 33 Erzählungen der Zeit wurden 1987 unter einem Titel von Kreuder, *Phantom der Angst*, veröffentlicht. Eine eigentümliche Erzählregie verrät der Beitrag von Kolmar: Der Phantastik liegt eine psychische Erkrankung zugrunde, aber selbst die Gesunden stehen unter einer Welteinrichtung, die wirr und desorientierend ist. Ein anderer Beleg dafür ist Fleißers *Schlagschatten Kleist*. Ich würde vermuten, daß die spezifischen Veranstaltungen der Erzählregie gewissermaßen erzwungen sind durch die sprachliche Situation in jenem Reich. Die verfügbare, immer weiterlaufende Sprache wird von vornherein von beiden Seiten beansprucht und besetzt, und zwar unterschwellig, ohne daß es im Sprachgebrauch besonders auffällt. Erst die künstlich und künstlerisch geschaffenen Brüche, Lücken und Befremdungen stellen die offene Diskrepanz heraus und schaffen das Bewußtsein dafür, daß die Worte ebenso wie die damit evozierten Assoziationen in die eine oder die andere Richtung wirken können (d. h. könnten).

### 3. Fingierte Statthalter oder Sinnbilder des Subjekts, das in Wirklichkeit fehlte oder nur ohnmächtig oder gelähmt vorhanden war

In der Fiktion findet sich alles wieder, die Kränkungen des Subjekts und die versuchten oder nur erdachten Kompensationen. Zur Fiktion gehörte nicht nur Erzählprosa, sondern auch Gedichte mit ihren Situationsstilisierungen, auch Reflexionen von damals und Berichte von später, auch die beliebten "Zeugnisse" von nachhinein. Sie alle entwerfen ein *Bild* vom Subjekt, teilen es nie direkt mit, bilden eine Fabel oder ein Modell, teilen Sinn und Rechtfertigung zu.

Die Grunderkenntnis, daß die Existenz unsicher und das Leben ein Kampf sei, war schon ziemlich alt. Seit Erasmus wurde sie in immer wieder neuen Betonungen wiederholt, heroisch oder pikarisch, mit den unterschiedlichsten praktischen Folgerungen oder auch folgenlos. Neu war für die Situation oder das Lebensgefühl der Nichteinverstandenen im "Dritten Reich", daß da gar kein Boden einer selbständigen Existenz war, kein verlässliches oder anerkanntes Maß. Wenn sie zu Schwimmbewegungen gezwun-

gen waren, wie sollten sie aufrecht stehen? Der Sozialdemokrat Julius Zerfaß benennt in seiner "Chronik" aus Dachau, 1936, einen neuen Typ Illegaler, wie ihn die Geschichte bisher noch nicht hervorgebracht habe. "Jeder dieser stillen Helden treibt auf der schmalen Planke einer fragwürdigen Notexistenz und er muß den Kopf sehr flink drehen können, um nicht geschmissen zu werden".<sup>36</sup> Weniger heldenhaften Zeitgenossen blieb nur eine Karikatur dieser fast akrobatischen Beweglichkeit, nur das Zappeln. Duckstein findet ein einleuchtendes Bild dafür: "Ich sah mich in dem oft beobachteten Bild einer Drossel gespiegelt, die über einen gemähten Rasen huscht: sie zuckt mit den schwarzen, leicht hängenden Flügeln, als schreckte sie immer wieder der Gedanke an eine Pflichtversäumnis." Sie huscht rasch weg, stockt wieder, und "das gleiche Spiel, zuerst mit dem Zucken der Flügel". Das Zappeln konnte mit aller Selbstironie oder mit Zynismus verbunden sein, so beim jungen Borchert, der 1943 im Hamburger Bronzekeller vortrug: "Man wird tierisch, (...) aber das faltige / Herz fühlt manchmal noch lyrisch".<sup>37</sup> Umgekehrt konnte eine direkte Selbstverurteilung in eine untergründige Anklage münden: Wer oder was hat uns auf diese unwürdige, haltlose Existenz oder Nichtexistenz reduziert? "In grauen Staub versickert unsere Klage, / Von Heim und Welt getrennt durch Steingemäuer. / Zu leicht befunden auf des Schicksals Waage". (Bruno König, 1943, in Theresienstadt, ein Jahr bevor er in einem anderen KZ umkam<sup>38</sup>). "Wir Menschen sind Zwerge", schrieb Gertrud Kolmar.<sup>39</sup> Das berührt sich mit Entwertungsgefühlen auch bei den Emigranten. "Jetzt ist mein Leben Spuk wie mein Gedicht", heißt bei Max Hermann-Neiße der Schluß seines Gedichts *Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen*.<sup>40</sup> und ähnlich bei Oskar Maria Graf: "aus allem bin ich fort" – "Oft riecht der Tod mich an. Er mag mich nicht."<sup>41</sup>

Einstige oder sonstige Größe erscheint nur noch im Gedankenbild, aber als etwas, was zur gegenwärtigen Erniedrigung nicht paßt. Mombert artikuliert in seiner lyrischen Selbstauseinandersetzung im Lager Gurs, 1941, den vollen herrischen Widerspruch gegen den Augenschein, voll Aufbauschung: "Gegen Mich: den Herrn / mächtig Lichtes und der Finsternis" (nimmt man sich Gemeinheiten heraus) / "bitter – bitter - / aber Triumph im Geist". Schönheit und Größe erscheinen jedoch nur noch jenseits seiner Person: Göttinnen schreiten über ihn weg – "über mich, den Schatten / - / über mich, den Staub". An seiner eigenen Person spielt er die Desillusionierung der noch machtvoll vorgezeigten Illusion durch, ehrlich, labil, als offen subjektive Fiktion<sup>42</sup>. Reinhold Schneider dagegen bietet keinerlei persönlichen Glanz oder Superiorität auf. Er verweist nur auf die Institution, die das Gegenteil zu Elend und Niedrigkeit bildet, das Königtum, die Herrschaft überhaupt, die sich gerade darin beglaubigt, daß sie das Persönliche tilgt. Ausgerechnet der Finsterling Philipp II., der in der deutschen Literatur als das Exemplar eines Herrschers überlebt, an dem jede Fürstenerziehung verlorene Liebesmühe ist, wird bei Schneider zum Träger eines Ideals gemacht. Finster und großartig, wie er verdinglicht oder verkörpert im *Escorial* anschaulich wird, garantiert er den Zwang als Form und als Halt.<sup>43</sup> Die Aktivisten und Kämpfer brauchten einen anderen, nicht nostalgischen Halt, am liebsten die Zukunft selbst, und um so gewisser, je ferner, ja entgegengesetzter der kümmerlichen Gegenwart sie war. Das Ich der Ille-

galen war vor allem ungreifbar, so gut wie nicht da, und daraus wird in z. B. in Brügels *Flüsterlied*: "sie haben nichts (zweimal), / sie werden alles haben".<sup>44</sup> Es ist die gleiche Figur wie in der Formel und dem Lied "Vorwärts und nicht vergessen!" Die Gegenwart wird ausgelassen, die gegenwärtig Lebenden stilisieren sich zu Kämpfern (Soldaten) der Zukunft. Zwischen der gegenwärtigen Erscheinung und dem künftigen Reich in seiner Herrlichkeit bleibt ein Bruch, und oft wird die Diskrepanz stärker als die fragwürdige Verheißung.

Da das Ich in seiner zentralen Funktion bedroht, gefährdet, entmachtet ist, wird es auf vielfältige Weise zurückgenommen. Selbstlos zu werden galt als eine zeitgemäße Strategie. "Das vermessene Ich" zurückstufen und "alle Eigensucht vergessen", schrieb Otto Carl Kiep vor seiner Verhaftung, 1944.<sup>45</sup> Erprobte christliche, vor allem pietistische Tugenden kommen wieder zu Ehren, wenigstens in der Selbstermahnung oder im Bild, in der Fiktion. Bescheidenheit, sich fügen, abdanken, sich in Gottes Hände oder in Gottes Huld betten, das propagierte Klepper in seinen Kirchenliedern. Die Differenz zur Bekennenden Kirche sieht Klepper so: Man müsse noch ergebener werden. "Sie wissen nicht, was unentrinnbares, von Gott her notwendiges Leiden ist"(!).<sup>46</sup> Reinhold Schneider beugt sich unter ein von jenseits strahlendes "heiliges" Licht. "Wir sind die Frage, es wird die Antwort sein".<sup>47</sup> Er sucht eine Position der Demut und baut sie noch besonders aus, so in seinen Sonetten "Nicht ich, mein Gott" oder "Vorspruch" mit dem Vers: "Laß mich ein namenloses Opfer bringen".<sup>48</sup> Alle, die geboren sind, sind schon dadurch schuldig. Die Aufgabe des Dichters sieht er darin, sich ganz in diese Schuldposition zu vertiefen. Alle werden gerichtet, auch die Richter müssen gerichtet werden.<sup>49</sup> Schneider schreibt in diesem Geist intensive, psychologisch mächtige Geschichten, deren Ausstrahlungskraft ganz plausibel wird, z. B. *Die Wahrheit*. Das schon aus der Antike stammende, den Klassikern teure Motiv des Menschen in zwei konfligierenden Loyalitäten wird hier radikalisiert. Ein solchermaßen doppelt gebundener Mensch fühlt sich nur noch gelähmt, gebannt; jeder Versuch einer Bewegung macht seine Situation noch unhaltbarer. Der unvermeidliche Verrat, nach beiden Seiten, läßt ihm nur eine schimpfliche Existenz. Seine Person ist wie durchlöchert, zerfetzt. Die Lösung oder Bekehrung wird dann darein gesetzt, daß er seiner Selbstverantwortung entrissen und Gott überantwortet wird. Hinter den einander ausschließenden Versprechungen, die er arglos gegeben hatte und die ihn ruinieren, erkennt er: es gab noch ein anderes Wort, etwa: das zwischen Gott und seiner Kreatur. Das soll ein Sieg sein, aber einer auf Kosten des Ich.

Nicht nur in der christlichen Sektion der inneren Emigration, wo Gott anstelle der Menschen gesetzt wurde, sondern auch in dem existentialistischen Flügel wurde an der Strategie gearbeitet, aus der Reduktion die einzig mögliche Stärke zu gewinnen. Loerke dichtete: "Beständig ist das leicht Verletzliche".<sup>50</sup> Wiechert schrieb das Lob der Stille, definiert durch den tiefen Atem des Daseins, das nichts wollte und begehrte, nicht zu bedauern und an nichts zu erinnern hatte. Es soll gut sein, weil es "notwendig" ist. "Das Letzte, was man im Leben gewinnen kann, ist, nichts haben zu wollen". Das liegt dem Geheimnis und der Faszination des Wiechertschen "einfachen Lebens" zu-

grunde und bildet seine fatale, nie recht glaubwürdige Autarkie.<sup>51</sup> Dichtungsstrategisch sieht es im "magischen Realismus" nicht viel anders aus, den Doris Kirchner außer in der Lyrik auch in der Prosa der Inneren Emigration ausmacht.<sup>52</sup> – Benn trennen von Wiechert natürlich Welten. Eine Berührung oder Begegnung zwischen ihnen ist kaum denkbar. Trotzdem läßt sich eine geistige Verwandtschaft in dieser existenziellen Aufladung des reduzierten Daseins ausmachen. Bei Benn nicht auf der Folie der Natur, aber der stillgestellten Geschichte: ein schweres, dunkles, großes, wichtiges, aber gar nicht starkes Ich, zugleich leer und voll, wissend und nicht wissend, schweigend, höchstens mit sich selbst redend. Auf das Handeln, das ohnehin prekär oder zu schwierig wäre, soll es gar nicht ankommen. Was zählt, ist: Wissen und Schweigen.

Alle treffen sie sich beim Angeln oder im Bild des Anglers. Sie wollen nicht mehr Jäger oder Treiber sein, sondern am Ufer sitzen und warten. Benn: "Mehr ein Sichauslegen mit Wurm und Angel, etwas anbeißen lassen, Eindrücke, Träume, die große Vergeudung der Stunden".<sup>53</sup> Wiechert: "Netze auslegen und wieder einziehen". Schneider: "Der vollkommene Angler ist auch ein vollkommener Christ. Denn er betrachtet Gottes Werk und nimmt von der Welt nicht mehr, als diese selbst ihm reicht, als der Fluß ihm zutreibt, und hat daran völlig genug".<sup>54</sup> Die Veränderung gegenüber der aktiven und reflektierenden Moderne ist hier mit Händen zu greifen. Bei Musil war der Angler noch eine Metapher für die höchste Intellektualität und Dynamik der schwer faßbaren "Welt" gegenüber. Sein Wirklichkeitsmensch schnappt nach dem Köder der Welt, der Möglichkeitsmensch aber zieht eine Schnur durchs Wasser und hat keine Ahnung, ob ein Wurm daran sitzt.<sup>55</sup> Das Warten, das Ausharren wird zur vielleicht nicht obersten, aber beständigsten Tugend der Stillen und Leidenden, und es bildet zugleich ihren Berührungspunkt mit den Oberflächlichen und ihrer Erkennungsparole "Bleib übrig!" Klepper: "Ich kann mir immer wieder nur helfen mit dem Gleichnis vom Acker des Jeremias: "ausharren unter dem Feind".<sup>56</sup> Andreas-Friedrich: "Wir warten" (am Volksempfänger, auf Nachrichten aus dem Ausland, nach dem 20. Juli). "Duckt die Köpfe und schweigt. Wenn Mäher mähen, kann sich das Gras nicht empören".<sup>57</sup> Das Echo aus der Emigration klingt z. T. ähnlich. Feuchtwanger, der wenig lyrischen Ehrgeiz hatte, schrieb ein eindringliches Gedicht *Gesang der Toten* mit der schlichten Feststellung, vier Strophen lang: Was immer uns angetan wurde und wird. "Wir warten". Dieser letzte Vers wiederholt sich viermal, kurz aber mächtig.<sup>58</sup> In der Emigration wurden aber die Kosten des Abwartens schärfer reflektiert: Sie konnten nicht warten. Wolfenstein: "Vom Warten aufgerieben Seel und Haut" (*Dämmerung* 1938).<sup>59</sup> Was das Ausharren unter dem NS mit dem fatalen "Attentismus" der alten Arbeiterbewegung, der revolutionären wie der revisionistischen, zu tun hatte, wurde so gut wie nie gefragt. Doch fatal war der Anklang an die Parole der Gewerkschaften vor dem 1. Mai 1933: "Bereit sein ist alles", worauf dann der 2. Mai mit der Auflösung der Gewerkschaften gefolgt war. Immerhin gab es auch noch eine aktive Variante z. B. bei Reichwein, der als seine Position bestimmte: Ausharren, alle Enttäuschungen überstehen – indem er an seine Arbeit ging und etwas "aufbaute". Auf die Tätigkeit zu setzen, die eigene oder fremde oder in Fiktionen ausgestaltete, ein Beispiel seiner Übungs-

tauglichkeit wegen zu empfehlen, das war nur wenigen in jenen Jahren gegeben. Das war übrigens auch in der Emigration selten. Bruno Frank konnte es überzeugend artikulieren: "Du sing dein Lied und bange nicht" (am Anfang der Emigration, 1934), doch die wenigsten konnten ihm das nachsingen.

Das letzte in den Fiktionen aufgenommene und sie beherrschende Thema war der Tod. Der Tod erhöht das Gewicht und verringert die Wirksamkeit und Nachhaltigkeit des Handelns wie auch der Kommunikation; er verschiebt einmal mehr das Reale ins Symbolische. Das bedrückte und warnende Ich, das in Schneiders Sonetten durchweg dominiert, sieht als Resultat seiner Erkenntnis wie seines Lebensprozesses: "die Nacht, das Unheil und den Tod".<sup>60</sup> Er sieht dieses nicht nur an anderen, häufig und ringsum, sondern auch für sich selbst. Er stellt sich darauf ein – in einem gewissen Sinne findet er sich damit ab. Die Emigranten reagierten etwas anders. Zwar hieß es auch in ihrer Version: "Auf jegliches Sterben / mach dich bereit!" Der Zweck aber war, sich selbst sowie einander wachsam, mißtrauisch, sprungbereit zu halten. "Denn auch dein Tod / wird ein Hund sein, der dich hetzt. / Trau selbst deinem Tod nicht!" – Franz Th. Csokor, 1936.<sup>61</sup> Die im Lande Verbliebenen hatten noch mehr Erfahrung mit dem nahen Tod und weniger Hilfsmittel dagegen. Sie entwickelten ein anderes Bild von der Autorität des Todes, einer fast strafenden Potenz. Zum Teil setzten sie sich selbst schon als Verstorbene oder stellten sich in Worten so dar. Selbst in trivialen Verwicklungen konnten sie den Tod rasch herbeirufen oder erzählerisch einsetzen. "Wie aber, wenn sie sich einfach sterben ließ?", beginnt der Schlußabsatz einer Erzählung von Ernst Penzoldt (*Süße Bitternis*) und führt zu dem Schlußsatz: "Und dann endlich kam der geliebte Tod in Gestalt des unbekanntes Freundes und nahm sie schmerzlos von hinnen".<sup>62</sup> In einigen Zuspitzungen wird die Unerträglichkeit, die Obszönität des häufigen Todes in offenen Paradoxien ausgedrückt. Kasack, am Schluß seines Gedichtes *Ölbaum*: "Eine Spukhand schreibt: / Lebendes Sterben".<sup>63</sup> Loerke meldet in seinem *Zuspruch* (1940) zunächst seinen Protest an: "Man stirbt, jedoch man stirbt niemals wofür". Er wird aber zu dem sonderbaren Schluß geführt: "Wer stirbt, der lebt", nämlich: "Er hat in sich die Dauer / und trauern wir, so ists nicht seine Trauer".<sup>64</sup> Sie kommen durch das Paradox dicht an ein Bewußtsein von der Absurdität ihrer Situation. Die volle stachelnde, auf-rüttelnde Absurdität wurde aber erst danach, im Rückblick, und zwar von Celan, dem Meister der "Majestät des Absurden", formuliert: "Beim Tode! Lebendig!"<sup>65</sup>

In meinem Vortrag brauchte ich keinen Schluß zu formulieren, denn er sollte nur die Konferenz eröffnen. Hier ist wenigstens ein Satz nötig, um noch einmal die Komplexität und durchgehende Peinlichkeit der Frage nach dem Subjekt für diesen Zeitraum zu unterstreichen. Die inhaltlichen Positionen lassen sich überhaupt nicht in einer Formel zusammenfassen, aber da wir es hier durchweg mit Intellektuellen und ihren Reflexionsbemühungen zu tun hatten, läßt sich wenigstens soviel sagen, wie die Russen sagen: "Um den kranken Zahn spielt die Zunge".

## ANMERKUNGEN

1. Die Gründe für das natürlich nur teilweise und nur aspektbezogen berechnete Vorgehen, Zeugnisse aus so unterschiedlichen Positionen nebeneinanderzustellen, habe ich in der Einleitung meiner längeren Arbeit, *Sprache und Sprachlosigkeit im 'Dritten Reich'*, Köln 1990, genauer dargestellt. Auf den Materialien jener Arbeit beruht auch der vorliegende Beitrag.
2. H. Krüger: *Das zerbrochene Haus. Eine Jugend in Deutschland*. München 1966, S. 54.
3. Th. W. Adorno: Die Freudsche Theorie und die Strukturen der faschistischen Propaganda. In: Ders.: *Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1971, S. 65. Vgl. dazu die Analyse, wie das Individuum mit seinem "psychologischen Kleinbetrieb" schon längerfristig, nicht erst durch die faschistische Diktatur, den Zwängen der industriellen Rationalität unterworfen und faktisch "überflüssig" gemacht wurde: Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M. 1997, S. 212-214.
4. Bert Brecht: *Gesammelte Werke*. Bd. 3. Frankfurt/M. 1967, S. 1186.
5. Siehe R. Thalmann: Jochen Klepper. Ein Leben zwischen Idyllen und Katastrophen. München 1978, S. 179f.
6. Z. B. in: O. M. Graf: *Beschreibung eines Provinzschriftstellers*. Hrsg. von W. Dietz und H. F. Pfanner. München 1974, S. 37-40.
7. H. Beimler: *Im Mörderlager Dachau. Vier Wochen in den Händen der braunen Banditen*. Moskau und Leningrad 1933, S. 56.
8. I. Lamm: *Das Arbeiterlied*. Leipzig 1975, S. 94-96; ähnlich im Lied von Neuengamme, ebd. S. 112.
9. Siehe Sebastian Haffner: *Germany. Jekyll and Hyde*. London 1941.
10. Als "Privatdruck für Freunde des Verfassers", auf Altmeister-Bütten in 100 handschriftlich nummerierten Exemplaren, aber keineswegs konspirativ, da das gleiche auch in der Wochenzeitung *Das Reich* erschienen war (1. Hälfte 1940).
11. Letztere allerdings mit einer gewagten Gleichsetzung von National- und Realsozialismus als "Diktatur" schlechthin.
12. R. Schneider: *Gedichte*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von E. M. Landau. 10 Bände. Frankfurt/M. 1977-81. Band 5, S. 115.
13. Thalmann (wie Anm. 5), S. 100.
14. Veröffentlicht erst in der ersten Erzählungssammlung nach dem Krieg, 1953.
15. Halblegal veröffentlicht, jetzt in: Schneider: Band 4 (wie Anm. 12), S. 214.
16. Schneider: Band 8 (wie Anm. 12), S. 29.
17. Schneider: Band 10 (wie Anm. 12), S. 125.
18. Thalmann (wie Anm. 5), S. 191.
19. P. Brückner: *Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945*. Berlin 1980, S. 66.
20. Als böse klassifiziert er hier, in der Erzählung *Taganrog*, den Gedanken an Aufstand (Stuttgart 1956 (= Reclamausgabe), S. 40f.).
21. A. Reichwein: *Schaffendes Schulvolk*. Braunschweig 1951.
22. Tagebuch-Eintragung vom Februar 1938: *Unter dem Schatten deiner Flügel*. Stuttgart 1956, S. 557.
23. *Neue Sachlichkeit. Literatur im 'Dritten Reich' und im Exil*. Hrsg. von H. R. Paucker. Stuttgart 1974, S. 98f.
24. S. E. Seidel, I. Seidel-Sloty: *Sprachwandel im Dritten Reich. Eine kritische Untersuchung faschistischer Einflüsse*. Halle 1961, S. 60-76.
25. *Das große deutsche Gedichtbuch*. Hrsg. von K. O. Conrady. Kronberg 1977, S. 796.
26. Ebd., S. 801.
27. Ebd., S. 771.
28. *Proletarische Lebensläufe*. Hrsg. W. Emmerich. Band 2. Reinbek 1975, S. 342.
29. Ebd., S. 343.
30. Ebd., S. 367.
31. Ebd., S. 292.
32. E. Barlach: *Prosa aus vier Jahrzehnten*. Berlin 1963, S. 338-359.
33. *Lyrik des Exils*. Hrsg. W. Emmerich und S. Heil. Stuttgart 1985, S. 371.
34. R. Andreas-Friedrich: *Der Schattenmann*. Berlin 1947, S. 136.
35. Thalmann (wie Anm. 5), S. 111.
36. M. Hornung (= Julius Zerfaß): *Dachau. Eine Chronik*. Zürich 1936.
37. Als Gedicht abgedruckt unter dem Titel *Brief aus Rußland* in: *Jahrhundertgedächtnis. Deutsche Lyrik im 20. Jahrhundert*. Hrsg. von H. Hartung. Stuttgart 1998, S. 180.
38. *An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit. Gedichte der Jahre 1933-1945*. Berlin 1982, S. 275.
39. *Lyrik des Exils* (wie Anm. 33), S. 99.
40. Conrady (wie Anm. 25), S. 774.
41. *Lyrik des Exils* (wie Anm. 33), S. 161.
42. *An den Wind geschrieben* (wie Anm. 38), S. 280-282.
43. Siehe das Sonett *Escorial*, Band 5, S. 28.
44. *Lyrik des Exils* (wie Anm. 33), S. 91.
45. *An den Wind geschrieben* (wie Anm. 38), S. 208.
46. Thalmann (wie Anm. 5), S. 247.
47. Schneider: *Wenn Heilige handeln*. Band 5 (wie Anm. 12), S. 70.
48. Ebd., S. 100.
49. Ebd., S. 23.
50. Siehe R. Schnell: *Literarische Innere Emigration*. Stuttgart 1976, S. 74f.
51. Siehe dazu die Darstellung Wiecherts bei R. Schnell, *passim*.
52. D. Kirchner-Loser: *Magic Realism in non-fascist Literature during the Third Reich*. Ann Arbor 1991.
53. Wolf Weinhaus. In: Gottfried Benn: *Gesammelte Werke*. Band 2. Wiesbaden 1962, S. 134.
54. Schneider: Band 2 (wie Anm. 12), S. 401.
55. R. Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hrsg. von A. Frisé, Reinbek 1952, S. 14.
56. Thalmann (wie Anm. 5), S. 127.
57. R. Andreas-Friedrich: *Der Schattenmann* (wie Anm. 34), S. 167.
58. *Lyrik des Exils* (wie Anm. 33), S. 339.
59. *An den Wind geschrieben* (wie Anm. 38), S. 93.
60. Conrady (wie Anm. 25), S. 871.
61. *Flucht, An den Wind geschrieben* (wie Anm. 38), S. 53.
62. *Phantom der Angst*. Hrsg. von F. Hofmann. Band 2. Berlin 1987, S. 127.
63. Conrady (wie Anm. 25), S. 859f.
64. *An den Wind geschrieben* (wie Anm. 38), S. 271.
65. "Sprich auch du" (1955). Band I. *Gedichte*. Frankfurt/M. 1986, S. 135.

# **Spielräume des einzelnen**

**Deutsche Literatur in der Weimarer Republik  
und im Dritten Reich**

Herausgegeben von Walter Delabar, Horst Denkler und  
Erhard Schütz

**JUNI**

Magazin für Literatur und Politik

**WEIDLER Buchverlag Berlin**

### Impressum

Herausgeber: Verein für die Förderung von Kunst und Kultur in und aus der Region Mönchengladbach e.V. (KUKU)

c/o Hans Schürings, Taubenstr. 14, D - 41236 Mönchengladbach

Verantwortlicher Redakteur: Walter Delabar

Redaktion: Gregor Ackermann, Anne Bentfeld, Karl Boland, Werner Jung, Sabine Kößling, Hans Schürings, Jörg Sobotka, Carsten Würmann

Satz: Eigensatz

Druck und Bindearbeiten: WB-Druck, Rieden/Allgäu

Vertrieb & Versand: Kohlibri René Kohl Buchversand

Dunckerstr. 17, D - 10437 Berlin

Tel.: 030 - 44 73 14 50 FAX: 030 - 44 73 14 51

rkohl@kohlibri.de www.kohlibri.de

Manuskripte bitte an die Redaktionsadresse:

PD Dr. Walter Delabar, FU Berlin, Fb Philosophie und Geisteswissenschaft

Institut für deutsche und niederländische Philologie

Habelschwerdter Allee 45

D - 14195 Berlin

Tel.: 030-838 5415 FAX: 030-838 2821

e-mail: walter.delabar@t-online.de

Manuskripte werden erbeten, Rücksendung erfolgt nur bei beiliegendem Porto. Eine Korrespondenz über eingesandte Manuskripte ist nicht in jedem Fall möglich. Beiträge, die nicht namentlich gekennzeichnet sind, stammen von der Redaktion. Das JUNI-Magazin erscheint zweimal im Jahr.

Der Preis des Einzelheftes beträgt ab Heft 18 DM 24,00, ab Heft 26 DM 28,00 zzgl. Versand.

Das Jahres-Abonnement kostet DM 40,00 zzgl. Versand.

Beziehen Sie Ihr JUNI-Abonnement möglichst über den Buchhandel.

Das Abonnement verlängert sich automatisch um 2 Hefte, wenn es nicht 3 Monate vor Ablauf gekündigt wird.

#### Bankverbindungen:

##### Rechnungen:

René Kohl Buchversand

Postgiro Karlsruhe

Konto Nr. 357527-750

(BLZ 660 100 75)

##### Vereinsspenden:

Verein für die Förderung von Kunst und Kultur

(KUKU) e.V.

Stadtparkasse Mönchengladbach

Konto Nr. 235 903

(BLZ 310 500 00)

ISSN 0931-2854

Mönchengladbach, im Dezember 1999

Der Jahrgang 1999 erscheint mit Unterstützung des Landschaftsverbands Rheinland.

Der im Handel lieferbare Teil der Auflage erscheint als Sammelband im Weidler Buchverlag, Berlin.  
Bestellungen bitte an:

WEIDLER Buchverlag Berlin

Lübecker Straße 8

10559 Berlin

Tel.: 030 - 394 86 68 FAX: 030 - 394 86 98

ISBN 3-89693-141-5

## INHALT

WALTER DELABAR, HORST DENKLER, ERHARD SCHÜTZ  
Spielräume des einzelnen  
Deutsche Literatur in der Weimarer Republik und im Dritten Reich S. 9

GERHARD BAUER  
Nur Gras unter Stiefeln?  
Das unterdrückte, überforderte, brüchige Ich fiktiver Emigranten S. 11

DOROTA CYGAN  
"Man darf den Bananen nicht Wasser auf ihre Mühlen geben ..."  
Horst Lange an Ernst Kreuder - Briefe aus dem "Zwischenreich" S. 31

CARSTEN WÜRMMANN  
Fluchtversuche aus der Moderne  
Lebensentwürfe in Werner Helwigs Roman *Raubfischer in Hellas* S. 55

RALF KLAUSNITZER  
Mit gleichsam chinesischem Pinsel  
Max Kommerell zwischen Kunst und Wissenschaft S. 71

GREGOR STREIM  
Als nationaler Pionier inner- und außerhalb des Dritten Reichs  
Heinrich Hauser 1933-45 S. 105

HEINZ-PETER PREUSSER  
Antisemiten aus Kalkül?  
Über Alfred Schuler, Ludwig Klages und die Instrumentalisierung des rassistischen  
Ressentiments im Nationalsozialismus S. 121

CHRISTIAN HÄRTEL  
Im Zeichen der "zynischen Sachlichkeit"  
Die Textproduktion Wilfrid Bades zwischen Sachbuch, Propagandaschrifttum und  
Haltungskunst S. 137

GUIDO RINGS  
Leni Riefenstahl's *Olympia*  
A Documentary Film as Instrument of Propaganda? S. 151